

REZENSIONEN

Elisabeth Badinter

Der Konflikt: Die Frau und die Mutter

ANDREA BRAMBERGER

Dreißig Jahre nach ihrem Bestseller „Die Mutterliebe“ (1980) legt Elisabeth Badinter mit „Der Konflikt: Die Frau und die Mutter“ eine aktuelle Bestandsaufnahme über die Situation von Frauen als Mütter in Deutschland und Frankreich vor. Damals entlarvte sie Mütterlichkeit als einen Mythos und beschrieb sie als ein historisch und kulturell variables Konstrukt. Seit der Aufklärung werde Weiblichkeit wesentlich über Mütterlichkeit bestimmt und zugleich werde das, was Gesellschaften jeweils als charakteristisch für eine „gute“ Mutter kennzeichnen, als das von der Natur so vorgesehene bezeichnet. Wer den jeweils gültigen Konventionen nicht entspreche, wer etwa zu jung, zu alt oder ledig schwanger werde, wer sein Kind zu kurz oder zu lang stille, wer ihm zu wenig oder zu viel Zärtlichkeit entgegenbringe, gelte als schlechte Mutter und folgerichtig nicht als richtige Frau. Dieses Modell greife massiv in die Biographien von Frauen ein und beschränke ihre Handlungsmöglichkeiten. Deshalb sei es unerlässlich, diesen „Mythos Mütterlichkeit“ zu dekonstruieren und neue Weiblichkeitsmodelle, die alternative Realitäten für Frauen erlauben und forcieren, zu konzipieren. „Die Mutterliebe“ sorgte für Aufregung und Diskussionen, doch noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts konstatieren etwa Paula Caplan für den angloamerikanischen Raum und Barbara Vinken für Deutschland kaum Veränderungen dieses tradierten, von Badinter analysierten Musters.

Die aktuelle Situation für Frauen, so Badinter in „Der Konflikt: Die Frau und die Mutter“, habe sich verschärft und sei zugleich weniger augenfällig. Dabei konstatiert sie für Frankreich und Deutschland unterschiedliche Entwicklungen. Bis in die 1970er Jahre habe der subtile Zwang zur Mutterschaft Frauen arg bedrängt. Heute werde Frauen die Wahl, Kinder zu haben oder auch nicht, zugestanden. Mit dieser Wahlmöglichkeit verknüpfe sich eine neue Form der Zuweisung von Verantwortung und Verpflichtung: Jene Frauen, die Mütter werden, haben sich, so das implizite Argument, frei entschieden, und diese Entscheidung enthebe sie aller Ansprüche, Klagen vorzubringen und sich dagegen aufzulehnen. „Je freier man in seinen Entscheidungen ist, umso mehr Verantwortung und Pflichten hat man.“ (25). Das halte immer mehr *deutsche* Frauen davon ab, Mütter zu werden. Dort sei die Situation für Frauen deshalb schwierig und der Geburtenrückgang eklatant, weil das Desiderat der guten, alle versorgenden und nährenden Mutter die Mutter-Kind-Dyade stärke. In Frankreich würde die kollektive Verantwortung für Kinder Frauen entlasten. Ein

vermeintlich innovatives französisches Modell im Blick habend argumentiert sie für praktizierte oder praktizierbare selbstbestimmte Weiblichkeit, die aus der staatlich organisierten Betreuung der Kinder resultiere. Diese Thesen sind doppelt spannend: Erstens wird in Deutschland aktuell eine leidenschaftliche Diskussion um frühkindliche (sozial-)pädagogische Hilfen und über den Ausbau der Kinderbetreuung unter staatlicher Fürsorge geführt. Folgt man Badinter, so wären neu institutionalisierte staatliche Initiativen wie eine Ausweitung von Kinderbetreuungsplätzen und verstärkte Unterstützungen der Familien, die bislang schlecht greifen und nur bedingt akzeptiert werden, solange als Sozialprojekte anzusehen, in denen ein Scheitern der Frauen implizit mitschwingt, als am Ideal der „Pelikanmutter, die für ihren Nachwuchs zu allen Opfern bereit ist“ (10) festgehalten werde. In Frankreich sei das anders. Begriffe wie „Rabenmutter“ existieren nicht. Viele Frauen arbeiten kurz nach der Geburt wieder und könnten aus einer Vielzahl von Betreuungsmöglichkeiten für ihre Kinder wählen. Badinters Appell, neue *Mütterlichkeits-* und *Familienmodelle* zu entwickeln, bleibt in diesem Kontext wichtig. Zugleich relativieren empirische Daten die Relevanz der staatlichen Hilfen in Frankreich für die Berufstätigkeit von Müttern. So lebt ein Drittel der französischen Familien mit Vorschulkindern ein traditionelles männliches Ernährermodell. Die Teilzeitquote bei Frauen ist zwar niedriger als in Deutschland, liegt aber bei 30%. Tatsächlich wurde 2007 nur ein gutes Viertel Kinder unter drei Jahren von Tagesmüttern oder in einer Krippe betreut. Zweitens stellt Badinter eine Kausalbeziehung zwischen staatlich organisierter Kinderbetreuung und frauenfreundlichen Familienmodellen her; sie bindet innovative Weiblichkeitskonzepte an Mütterlichkeit. Dadurch bleibt sie normativen Bildern von Weiblichkeit verhaftet und akzentuiert die realitätsmächtige Kraft des *Mythos Mütterlichkeit*.

Elisabeth Badinter, 2010: Der Konflikt. Die Frau und die Mutter. München: Beck, 222 S., ISBN 978-3-40660-801-8.

Michael Frey, Andreas Heilmann, Karin Lohr, Alexandra Manske, Susanne Völker (Hg.)

Perspektiven auf Arbeit und Geschlecht. Transformationen, Reflexionen, Interventionen

TANJA M. BRINKMANN. KRISTIN IDELER

Der vorliegende Sammelband ist im Anschluss an ein wissenschaftliches Kolloquium anlässlich eines runden Geburtstags der Arbeits- und Geschlechtersoziologin Hildegard Maria Nickel entstanden. Er besteht aus zwölf Beiträgen namhafter GeschlechterforscherInnen und ArbeitssoziologInnen. Ziel ist es, die begonnenen

Annäherungsversuche von Arbeitssoziologie und Geschlechterforschung zu einem tragfähigen Dialog auszubauen, denn weder die eine noch die andere Disziplin ist nach Ansicht der HerausgeberInnen allein in der Lage, die Komplexität des Wandels der Arbeits- und Geschlechterverhältnisse angemessen zu analysieren.

Der Sammelband gliedert sich in vier thematisch aufeinander aufbauende Abschnitte. Im ersten Teil „Zeitdiagnose des ‚neuen Kapitalismus‘“ beleuchten *Irene Dölling* und *Klaus Dörre* kritisch die Debatte um den Wandel zu einer globalisierten „Dienstleistungsökonomie“ und werfen die Frage auf, ob Arbeit als zentraler gesellschaftlicher Integrationsmodus nach wie vor funktionstüchtig ist. Im zweiten Abschnitt „Feministische Perspektiven neu erfinden“ diskutieren *Brigitte Aulenbacher* und *Susanne Baer*, wie Geschlechterverhältnisse vor dem Hintergrund der derzeitigen Transformationen angemessen zu erfassen sind und welche feministischen Gestaltungsansätze sich daraus ergeben. An dritter Stelle greifen unter der Überschrift „Entwicklung von Arbeit und Geschlechterverhältnissen“ die Beiträge von *Alexandra Scheele*, *G. Günter Voß/Cornelia Weiß* und *Christine Wimbauer* Tendenzen von Flexibilisierung, Subjektivierung und Vermarktlichung auf und fragen nach deren Konsequenzen für geschlechterbezogene Erwerbsmuster und das Verhältnis von Erwerbs- und Privatleben. Im letzten Teil, „Suchbewegungen“, fragen die HerausgeberInnen in ihren Beiträgen, wo Geschlechterordnungen in den momentanen gesellschaftlichen Umbrüchen eine Wirkungsmacht zukomme und wo nicht.

Der Band verfolgt zwei Ziele: Die Beiträge sollen Geschlecht als gesellschaftliche Grunddimension begreifen sowie arbeits- bzw. geschlechterpolitische Gestaltungsansätze entwerfen. Zwar thematisieren alle Beiträge Anerkennung, Gerechtigkeit und die Verteilung von Arbeit in postfordistisch-neoliberalen Gesellschaften, weisen Geschlecht aber einen unterschiedlichen Stellenwert zu. Einige AutorInnen betrachten Geschlecht als mit Arbeit und Politik verwobene Grundkategorie (z. B. Manske, Wimbauer, Scheele, Aulenbacher, Baer, Dölling), bei anderen ist Geschlecht ein Faktor, aber nicht der wichtigste für eine kritische Gesellschaftsanalyse (z. B. Voß/Weiß). Schließlich gibt es Beiträge, die der Kategorie Geschlecht eher einen additiven Charakter zusprechen (z. B. Frey, Völker).

In manchen Beiträgen sucht man vergeblich nach den versprochenen geschlechter- und arbeitspolitischen Ansätzen. Einige AutorInnen sehen bereits ihre Analyse als politische Praxis und nur wenige formulieren die gewünschten neuen Gestaltungsansätze. So skizziert *Frey* ein arbeitspolitisches Konzept, das Mikro-, Meso- und Makroebene verbindet. Er plädiert auf der strukturellen Ebene für einen Ausbau formaler Rechte. Auf der Mesoebene tritt er für die Erweiterung kollektiver Organisation im Betrieb oder gewerkschaftliche Initiativen wie beispielsweise den DGB-Index „Gute Arbeit“ ein. Für die Mikroebene hebt er den Ausbau individueller Selbstkompetenz hervor, der es Beschäftigten beispielsweise ermöglicht, gegenüber Vorgesetzten die eigene Verhandlungsautonomie zu erhöhen. Dabei sei die Komplementarität des Ausbaus auf allen drei Ebenen wichtig. Geschlechterpolitisches sucht man in Freys Konzept aber vergeblich. Scheele geht einen Schritt weiter: Sie

konzipiert Arbeit als politisches Feld. Das bedeutet erstens, das emanzipatorisch-herrschaftskritische Potenzial von Arbeit mit einzubeziehen, zweitens die Veränderbarkeit von Arbeit und Geschlecht anzuerkennen und drittens verschiedene Interessensartikulationen auf dem Feld der Arbeit als ForscherIn zu beachten und zu fördern. Weil bei Scheele das politische Feld der Arbeit durch andere soziale Felder wie Reproduktionsarbeit ko-konstituiert wird, kommt Geschlecht systematisch in den Blick. Daraus folgen eine Erweiterung des Arbeitsbegriffs und die Etablierung eines partizipatorischen Politikbegriffs.

Aufgrund unserer eigenen Forschungsschwerpunkte interessiert uns als Rezensentinnen zudem, wie die Widerständigkeit von Subjekten, die Wandlungsfähigkeit von Strukturen und die Wechselbeziehungen zwischen Erwerbs- und Privatleben eingeschätzt werden, also Fragen, die wohlgerne nicht Anspruch der HerausgeberInnen sind. In Bezug auf die Widerständigkeit von Subjekten und die Wandlungsfähigkeit von Strukturen machen viele Beiträge die Handlungskomplexität von Individuen in subjektivierten und entgrenzten Arbeitsprozessen deutlich. Sie reichen von der Einschätzung Döllings, dass jegliches Widerstandspotenzial auf kurz oder lang im Sinne einer „inneren Landnahme“ (Dörre) kapitalistisch vereinnahmt werde, über Aulenbacher, die die Aufhebung der Trennung von Arbeit und Leben als kontingenten Prozess benennt, bis hin zu Freys Gedanken zur Weiterentwicklung des Autonomiebegriffes, den er dem derzeitigen neoliberalen Wandel dezidiert entgegen setzen möchte. Hierfür ist zunächst die Differenzierung eines Aneignungsbegriffes als Vorstufe von Autonomie notwendig, um die Ambivalenzen der derzeitigen Autonomien von Subjekten in der postfordistischen Arbeitswelt angemessen zu berücksichtigen. Zusammenfassend verdeutlicht der Sammelband an dieser Stelle, wie hoch der Preis ist, den Subjekte derzeit zahlen, um sich in Erwerbs- und Privatleben erfolgreich zu integrieren und dauerhaft zu behaupten.

Eine nach wie vor häufige Kritik der Geschlechtersozio­logie an der Arbeitssoziologie ist deren Erwerbszentrierung. Die Aufsätze nehmen in sehr unterschiedlichem Maße die Wandlungsprozesse jenseits der Erwerbssphäre in den Blick. Voß und Weiß fokussieren in ihrem Konzept der „Selbstgenderung“ primär auf die Erwerbssphäre und bezeichnen damit die ihres Erachtens steigende Notwendigkeit und Anforderung in entgrenzten Arbeitsverhältnissen, Gender individuell und aktiv herzustellen. Völker sieht zwar, dass die Prekarisierung in der Erwerbssphäre Wirkungen auf die Privatsphäre hat, eine umgekehrte Analyse bleibt aber aus. Hingegen ist Wimbauers Text beispielhaft für einige der komplexen Analysen im Buch. Sie entwickelt aus einer anerkennungstheoretischen Perspektive einen neuartigen Blick auf die Wechselwirkungen zwischen Erwerbs- und Privatleben: Sie kann anhand ihrer Studie an egalitär ausgerichteten Doppelkarrierepaaren verdeutlichen, dass sich zum Teil deutlich unterschiedliche Anerkennungschancen und -tücken zwischen den Geschlechtern zeigen.

Insgesamt bleibt der Sammelband zum Teil hinter seinen selbst gesteckten Ansprüchen zurück. Viele Beiträge stellen interessante Forschungsergebnisse vor und be-

leuchten Einzelaspekte theoretisch neu. Doch eine tragfähige Beziehung zwischen Geschlechterforschung und Arbeitssoziologie zeigt sich noch lange nicht, denn der Dialog führt zwar dazu, dass sich nicht-feministische ArbeitssoziologInnen durchaus mit geschlechtertheoretischen Konzeptionen intensiv auseinandersetzen, sich im Ergebnis aber dennoch für die Naturhaftigkeit von Geschlecht stark machen und die „Anerkennung der Naturbasis jeglichen Genderings“ (Voß/Weiß, 154) fordern und diese „lebendige Geschlechtlichkeit von Menschen“ (ebd., 157) als politische Strategie gegen Vereinnahmungen der Erwerbssphäre begreifen. Dieses ist Streitbar und zeigt allemal die Notwendigkeit eines vertieften Dialogs und einer weiterzuführenden feministischen Re-Vision arbeitssoziologischer Konzepte.

Michael Frey, Andreas Heilmann, Karin Lohr, Alexandra Manske, Susanne Völker (Hg.), 2010: Perspektiven auf Arbeit und Geschlecht. Transformationen, Reflexionen, Interventionen. Rainer Hampp Verlag: München und Mering, 314 S., ISBN 978-3-866-18482-4.

Karrierebedingungen von Frauen und strukturelle Barrieren in der Wissenschaft

CHRISTINE FÄRBER

Innovativ und detailreich, so lassen sich zwei neue Publikationen der Forschung zu Wissenschaftlerinnen zusammenfassen. In dem von *Elke Gramespacher, Julia Funk* und *Iris Rothhäusler* herausgegebenen Band „Dual Career Couples an Hochschulen“ werden die Karrierebedingungen und strukturellen Barrieren sowie Fördermöglichkeiten von Zwei-Karriere-Paaren untersucht. Eine vom Schweizerischen Nationalfonds geförderte Studie der Herausgeberinnen *Regula Julia Leemann* und *Heidi Stutz* bildet das Gerüst des Bandes „Forschungsförderung aus Geschlechterperspektive“.

Vierzehn verschiedene Perspektiven auf Dual Career Couples eröffnen sich den Leserinnen in dem bei Budrich publizierten ersten Sammelband. Dabei werden Forschungsergebnisse über Doppel-Karriere-Paare vorgestellt, praktische Erfahrungen ausgewertet und politische Rahmenbedingungen diskutiert. Den grundlegendsten Beitrag mit der ergiebigsten Empirie bietet der Aufsatz von *Londa Schiebinger*. Theoretisch fundiert zeigt sie die Ergebnisse einer umfangreichen Erhebung zu Wissenschaftspaarkarrieren in den USA. Dabei zeigt sich, dass 36% der „academic couples“ in den USA Dual-Career-Modelle verfolgen. Die knappe Hälfte von ihnen erreicht die beiden Karrieren durch mühsame, aber unabhängige Wege, ein knappes Viertel schafft es nur, eine Karriere zu realisieren und plant im Fall einer Berufsoption für den Partner/die Partnerin eine Neuorientierung, und die übrigen

werden zusammen berufen. Meist bilden die Frauen in letzteren Fällen die Gruppe der „Mitberufenen“. Perspektiven für Paarkarrieren sind in den USA eine zentrale Rahmenbedingung für die Berufung von Top-WissenschaftlerInnen und werden von vielen Hochschulen gezielt so eingesetzt. Wichtig ist dabei eine transparente Politik für die Partnerberufung.

Innerhalb dieses Rahmens bewegen sich die übrigen Beiträge. Erhellend sind dabei die Ergebnisse der Panelstudie von *Andrea Abele* und die neuen Erhebungen von *Alessandra Rusconi* und *Heike Solga*. Letztere zeigen analytisch brillant und durch Daten fundiert, dass auf der Individualebene unabhängig von der Partnerschaft Frauen strukturell ungleiche Chancen in der Wissenschaft haben. Sie zeigen, dass auf der von außen bestimmten externen Paarebene die Gelegenheitsstrukturen für zwei Karrieren schlecht sind und auf der internen Paarebene hierarchische Modelle überwiegen, sobald Kinder betreut werden müssen. *Cornelia Niessen*, *Sabine Sonnentag*, *Angela Neff* und *Thomas Hinz* überzeugen durch ihre nicht nur auf Belastungen sondern auch auf Ressourcen zielende arbeitspsychologische Perspektive: Kinder und Partnerschaft werden so zu einer Ressource, nicht nur zu einem Karrierehemmschuh. Mehrere Beiträge behandeln die praktischen Erfahrungen mit Dual-Career-Förderung im deutschen und schweizerischen Raum sowie bei der European Science Foundation. *Gramespacher* zeigt, dass bis Mitte der 1990er Jahre Doppelkarrieren in der Wissenschaft nur unsystematisch und ungeregelt gefördert wurden und dazu die Überwindung der Angst vor Nepotismus und Korruption notwendig war. Erst die Initiativen des Stifterverbandes brachten den Stein im deutschsprachigen Raum ins Rollen. Inzwischen bestehen in Deutschland und in der Schweiz aus Sonderprogrammen geförderte Dual-Career-Einheiten. *Gabriela Obexer-Ruff* und *Iris Rothäusler* beschreiben die Maßnahmen aus dem schweizerischen Bundesprogramm Chancengleichheit, das in seiner aktuellen, dritten Phase mit 1,2 Millionen CHF zehn Projekte an den zehn kantonalen schweizerischen Hochschulen fördert. *Mathias Winde* beschreibt die Ergebnisse des Förderprogramms für Dual-Career-Couples des Stifterverbandes (zwei Millionen € für eine Anschubfinanzierung von zehn Stellen). Da die Bewilligungsverfahren im Programm abgeschlossen sind, kann der Autor die Auswertung der Begutachtung präsentieren, in denen sich zeigt, dass in acht Fällen die mitgeförderte Person eine Frau und in zwei Fällen ein Mann ist. Probleme sahen die Gutachtenden, wenn für die Zweitförderung zu hohe Stellen gefordert wurden – nicht immer handelte es sich um Professuren! –, eine zu niedrige Stelle angeboten wurde oder das Forschungsumfeld für die zweite Person inadäquat war.

Marion Woelki und *Anke Väth* diskutieren in ihrer Schlussbetrachtung engagiert den politischen Rahmen der Förderinstitutionen. Sie kritisieren, dass Dual-Career-Maßnahmen oft nicht im Sinne von Schiebinger die Karrieren von Frauen zum Ziel haben, sondern es sich nicht selten um Welcome-Programme handele, die die Unterbringung von Kindern und die Versorgung mitziehender Ehefrauen mit wenig karriereträchtigen Positionen leisten. Sie plädieren für eine Verbindung von Gleich-

stellungsstellen und Dual-Career-Büros sowie für eine Verstetigung der Paarkarrieren-Förderung.

Der Band zeigt, dass Deutschland und die Schweiz in der Gleichstellungs- und Zweikarriere-Politik im Hochschulwesen gespalten sind. Die Grenze verläuft dabei nicht national. Vielmehr konzentrieren sich im Norden und Osten Deutschlands die Hochschulen auf die Förderung von Gleichstellung, während im Süden Deutschlands, vor allem in Baden-Württemberg, und in der Schweiz Dual-Career-Modelle teils unabhängig von der Gleichstellung gefördert werden. Mehrere Beiträge versuchen, diese historische Entwicklung zu beschreiben und greifen dabei manchmal etwas kurz. Der Stifterverband, die DFG mit ihrem Exzellenzprogramm und das Wissenschaftsministerium Baden-Württemberg sowie die Schweiz erscheinen in einer Vorreiterrolle, die ihnen so nicht zukommt: Ohne die Bundesministerinnen Bulmahn und Schavan, viele nord- und ostdeutsche Wissenschafts- und frühere Frauenministerinnen auf Landesebene, die Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen, die Hochschulforscherinnen und Wissenschaftlerinnenverbände und kluge, mit diesen Frauen vernetzte Mitarbeiterinnen bei DFG, Stifterverband und den schweizerischen Institutionen hätten sich diese konservativen Bereiche kaum bewegt. Auch jetzt besteht die große Gefahr, dass Dual-Career-Maßnahmen eine Traditionalisierung von Paarkarrieren fördern. Es wäre verheerend, wenn Frauen nur als Geliebte oder Gattin zum Zuge kämen. Insofern ist Schiebinger und Wölki/Väth voll zuzustimmen: Es bedarf klarer Regelungen für Doppelberufungen und einer engen Verzahnung mit Regelungen und Einrichtungen zur Gleichstellung und Frauenförderung.

Einen hervorragenden Überblick über die Partizipation von Frauen an der Forschungsförderung und die Diskriminierung in Auswahlverfahren liefern Leemann und Stutz in ihrem sehr sorgfältig zusammengestellten und in den dargestellten wissenschaftlichen Methoden sehr überzeugenden Band. Schon die Einführung der beiden, die die theoretischen und praktischen Aspekte des Gebiets erschließt, ist ein Genuss. Der Beitrag von *Beate Kraus* bietet den theoretischen Rahmen, der das Wissenschaftssystem und die Geschlechterordnung basierend auf Bourdieus Habituskonzept beschreibt. Daran schließt sich eine sehr differenzierte geschlechtervergleichende Analyse der wissenschaftlichen Karriereverläufe in der Schweiz von *Philipp Dubach* an.

Es folgt eine hoch interessante Ergebnisdarstellung aus einem Forschungsprojekt der Herausgeberinnen zur Vergabep Praxis des Schweizerischen Nationalfonds. Mit unterschiedlichsten Teilstudien wurden Antragstellung, Förderentscheidungen, der Zuschnitt von Programmen und die Wirkung der Forschungsförderung auf die Karrieren von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern untersucht. Leemann und *Sandra Da Rin* zeigen in einer innovativen qualitativen Habitusstudie spezifische Zusammenhänge von Laufbahnen, Forschungsförderung und Geschlecht. Die weiteren Teilstudien analysieren neben dem Geschlecht auch die Fächer, die Antragsvolumina, die Vorauswahlpartizipation und die Effekte von Förderung auf die weiteren

Karrieren. Sehr spannend und methodisch besonders überzeugend ist dabei die datenbankgestützte Analyse der personenbezogenen Karriereverläufe aller geförderten schweizerischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Dagegen werden die Geschlechterdifferenzen in der Forschungsförderung des SNF durch die Kontrolle von Variablen wie Vernetzung nivelliert. Daraus wird gefolgert, dass Frauen nicht wegen ihres Geschlechts in der Forschungsförderung benachteiligt sind, sondern weil sie im Wissenschaftssystem schlechter gefördert und integriert werden. Wenn Frauen also sind wie Männer, werden sie nicht nach Geschlecht diskriminiert. Problematisch dabei ist allerdings, dass die Forschungsförderung die Schere weiter vergrößert: Frauen und Männer, die ungleiche Voraussetzungen haben, weil sie in unterschiedlichen Fächern, auf unterschiedlich prekären Stellen und unter unterschiedlichen familiären Arrangements arbeiten, werden durch die überproportionale Förderung von Männern weiter auseinanderdifferenziert. Designs sollten hier bei der „Kontrolle durch Drittvariablen“ kritischer sein. *Ina Findeisen, Katrin Auspurg* und *Thomas Hinz* zeigen für die Forschungsförderung der DFG eine systematische, wenn auch geringe Benachteiligung von Frauen und eine geringere Beteiligung an den Anträgen. Betrachtet man die Sozialwissenschaften, zu denen auch die Politikwissenschaften gehören, weisen sie eine der höchsten fachbezogenen Benachteiligungsraten für Antragstellerinnen auf, ein Befund, der für den AK Politik und Geschlecht besonders wichtig ist.

Der Band löst sich glücklicherweise aus diesen traditionellen Mustern der Logik der Förderinstitutionen, die Benachteiligung bei den Hochschulen zu suchen, wichtige Variablen für Frauen und Männer gleichzusetzen und den eigenen, die Schere zwischen den Geschlechtern vergrößernden Beitrag nicht ausreichend zu sehen. Er zeigt Perspektiven der europäischen Forschungsförderung in einer spannenden Kurzfassung des neuen ExpertInnenberichts „Gender and Excellence“ von *Suzanne de Cheveigné, Liisa Husu* und *Christian Suter*. Dabei zeigt sich, dass der deutschsprachige Raum zwar allgemein gesellschaftlich hohe Gleichstellungserfolge erzielt, Frauen aber in der Wissenschaft besonders benachteiligt sind. Die jüngeren Aktivitäten in Deutschland, Österreich und der Schweiz werden gewürdigt, besonders das Forschungsförderungsmonitoring der nationalen Forschungsorganisationen in DFG, FWF und SNF wird positiv hervorgehoben. Ähnliches gibt es bisher nur in Schweden, das zur Gruppe der Länder mit einem hohen Frauenanteil in der Forschung gehört.

Methodisch besonders überzeugend ist die Studie von *Anna Ledin, Lutz Bornmann* und *Gerlind Wallon* zur Förderung von NachwuchswissenschaftlerInnen bei der European Molecular Biology Organization, EMBO, die inhaltlich den Kreis vorzüglich schließt: Frauen passen häufiger als Männer ihre Karrieren an die ihrer Partner an. Die Paararrangements sind traditionell: Männer antragstellender Wissenschaftlerinnen waren häufiger promoviert und arbeiteten mehr Stunden, wenn Kinder da waren, als Frauen antragstellender Wissenschaftler. Wie bei Schiebingers USA-Daten zeigte sich für Europa, dass Frauen häufiger den Männern hinterher ziehen, bei

EMBO taten dies 51% der Frauen, aber nur 18% der Männer. Bei den Frauen wirkte sich dies auf die Publikationen aus, die geringer waren. Beide Bände sind sehr lesenswert, sowohl aus politikwissenschaftlicher als auch aus professionspolitischer und persönlicher Perspektive. Sie zeigen, dass die Forschung und Praxis zur Gleichstellung von Frauen an Hochschulen sich hoch qualifiziert weiterentwickelt hat und ein spannendes und konfliktreiches Feld bleibt.

Elke Gramespacher, Julia Funk, Iris Rothhäusler (Hg.), 2010: *Dual Career Couples an Hochschulen*. Opladen: Barbara Budrich, 220 S. ISBN 978-3866-4-9272-1.

Regula Julia Leemann, Heidi Stutz (Hg.), 2010: *Forschungsförderung aus Geschlechterperspektive. Zugang, Bedeutung und Wirkung in wissenschaftlichen Laufbahnen*. Zürich: Rüegger, 240 S. ISBN 3-978-7253-0945-0.

Geschlechterverhältnisse in der politischen Ökonomie

ANNETTE HENNINGER

„The reason to study economics is to avoid being duped by economists“ – dieses Zitat der Ökonomin Joan Robinson stellen *Christine Bauhardt* und *Gülay Çağlar* ihrem Sammelband voran, und es kann auch dieser Rezension vorausgeschickt werden. Alle besprochenen Werke setzen sich mit dem männlichen Bias im ökonomischen Mainstream auseinander. Sie entwickeln weiterführende Erklärungen für ökonomische Benachteiligungen von Frauen sowie Handlungsansätze zu ihrer Überwindung.

Der von der gleichnamigen Projektgruppe herausgegebene Sammelband zu „Geschlechterungleichheiten im Betrieb (GiB)“ ist ein Nachfolgeprojekt der viel gelesenen WSI-Datenrepte (zuletzt 2005). Die Beiträge basieren auf der gemeinsamen Prämisse, dass Geschlechterungleichheiten am Arbeitsmarkt nicht nur gesellschaftliche, sondern auch betriebliche Ursachen haben, und zeigen Ansatzpunkte für Gleichstellungsmaßnahmen in privaten Unternehmen auf. In acht Kapiteln liefert der Band aktuelle Daten und Analysen zu den gleichstellungspolitischen Rahmenbedingungen in Deutschland, zur beruflichen Segregation, zu Beschäftigungsverhältnissen, Arbeitszeit, Entlohnung, zur Qualität von Arbeit, zur Repräsentation von Frauen und Männern in Führungspositionen sowie zu Instrumenten und AkteurInnen betrieblicher Gleichstellungspolitik. Als neue Erkenntnis wird hervorgehoben, dass das Vorhandensein von Betriebsräten die Segregation und das gender wage gap auf betrieblicher Ebene vermindere und die Verbreitung nicht existenzsichernder Teilzeit-Arbeitsplätze begrenze; allerdings arbeiten Frauen häufiger als Männer in Unternehmen ohne Betriebsrat. Zur Überwindung der anhaltenden Geschlechterungleichheiten bei Einkommen, Arbeitszeit und Zugang zu Führungspositionen

zeigt der Band konkrete Ansatzpunkte für betriebliche Gleichstellungspolitik auf. Als Ausweg aus dem Dilemma, dass Teilzeitarbeit zwar die Vereinbarkeit von Beruf und Familie erleichtert, aber mit erheblichen Nachteilen und der Reproduktion geschlechtsspezifischer Ungleichheiten einhergeht, regen die AutorInnen ein Nachdenken über eine lebensphasenspezifische Differenzierung von Arbeitszeiten für Männer und Frauen an. Freiwillige Selbstverpflichtungen der Privatwirtschaft halten sie für unzureichend. Als vordringliche Schritte werden klare Zielvorgaben und die Institutionalisierung betrieblicher Gleichstellungsmaßnahmen empfohlen, insbesondere die Erhebung geschlechtsspezifischer Daten und den Abschluss kollektiver Vereinbarungen. Betriebsräte und Gewerkschaften werden aufgerufen, ihre gleichstellungspolitische Verantwortung wahrzunehmen – hierzu liefert das Buch die notwendigen Informationen. Es sei daher sowohl gleichstellungspolitisch aktiven PraktikerInnen als auch WissenschaftlerInnen ans Herz gelegt, da es neben aktuellen Daten zugänglich aufbereitete Analysen enthält, die die behandelten Themen auch für EinsteigerInnen gut erschließen.

Geschlechterungleichheiten am Arbeitsmarkt werden nicht nur in Betrieben hervorgebracht, sondern auch durch die Arbeitsmarktpolitik, wie aktuelle Gender-Evaluationen der Hartz-Gesetze bestätigen.

Mit der Individualisierung von Leistungen im SGB II beschäftigt sich die konzeptionell gut durchdachte M.A.-Arbeit von *Manuela Schwarzkopf*, die im Rahmen eines Forschungsprojekts entstand. Ausgangspunkt von Schwarzkopfs Untersuchung ist die Annahme, alleinerziehende Frauen seien aufgrund eines verbesserten Zugangs zu Arbeitsförderleistungen die Gewinnerinnen der Hartz-Reformen. Die Autorin fragt zunächst, ob die Lebenslage Alleinerziehender im SGB II ausreichend berücksichtigt werde und ob ihre Maßnahmenbeteiligung dem gesetzlichen Auftrag eines Nachteilsausgleichs entspricht. Auf der Basis vorhandener Evaluationsstudien und amtlicher Statistiken zeigt sie auf, dass dies in Westdeutschland nicht zutrifft: Alleinerziehende Mütter werden dort aufgrund einer geschlechterstereotypen Förderpraxis nicht nur seltener aktiviert als Männer insgesamt, sondern auch im Vergleich zur kleinen Gruppe männlicher Alleinerziehender. Die von der Autorin zusammengetragenen Daten zeigen bei alleinerziehenden Vätern ein umgekehrtes Muster: Diese werden nicht nur genauso häufig aktiviert wie Männer insgesamt, sondern auch deutlich häufiger sanktioniert. Diese Genderperspektive wird leider zugunsten der Fokussierung auf alleinerziehende Mütter nicht weiter ausgearbeitet. Im nächsten Analyseschritt zieht Schwarzkopf das Modell einer sozial inklusiven Staatsbürgerschaft als Bewertungsmaßstab heran und fragt, ob Alleinerziehenden im SGB II sowohl das Recht auf Fürsorgearbeit als auch das Recht auf Erwerbsarbeit eingeräumt und seine Inanspruchnahme ermöglicht werde. Während die Erwerbsbeteiligung für Mütter mit Kindern über drei Jahren als Pflicht konzipiert sei, eröffne das SGB II den Müttern jüngerer Kinder de jure die Wahl zwischen Erwerbs- und Familienarbeit; de facto könne diese Wahlfreiheit aber aufgrund fehlender Betreuungsmöglichkeiten und angesichts der geschlechtsspezifischen Vermittlungspraxis nicht

genutzt werden. Das Buch schließt mit Forderungen zur Reform des SGB II. Es ist empfehlenswert für PraktikerInnen und für Studierende, die sich für geschlechtsspezifische Wirkungen des SGB II interessieren oder nach Anregungen für eine Abschlussarbeit suchen.

Der von *Christine Bauhardt* und *Gülay Çağlar* herausgegebene Sammelband ist theoretisch das anspruchsvollste der hier besprochenen Werke. Es führt eine kritische Auseinandersetzung mit dem Gender Bias ökonomischer Theorien, der in den anderen Publikationen nur angerissen wird. Der Band versammelt Arbeiten international bekannter feministischer Ökonomie-Kritikerinnen, die teilweise bereits anderweitig publiziert wurden. Die Autorinnen vertreten unterschiedliche Positionen bezüglich der Frage, ob es möglich ist, Mainstream-Theorien zu gendern – oder ob es für feministische Analysen erforderlich ist, alternative theoretische Konzepte zu entwerfen. Der einführende Überblicksbeitrag von *Irene von Staveren* plädiert für ein Gendering ökonomischer Theorien: Sozio-ökonomische und post-Keynesianische Ansätze, die Institutionenökonomie sowie der Capability Approach böten theoretische Alternativen zur Neoklassik und Anknüpfungspunkte für feministische Analysen sowie für gendersensible Wirtschaftspolitik. Im ersten Teil des Bandes zum Thema Care-Ökonomie wählen *Adelheid Biesecker* und *Sabine Hofmeister* einen anderen Weg und schlagen eine Neubestimmung des Ökonomischen mittels der Kategorie der (Re-)Produktivität vor. *Mascha Madörin* nutzt das Konzept personenbezogener Dienstleistungen, um Besonderheiten und ökonomische Relevanz von Care-Tätigkeiten aufzuzeigen. *Shahra Razavi* stellt sozialpolitische Maßnahmen in den Ländern des globalen Südens vor und argumentiert, dass es von deren konkreter Ausgestaltung abhängt, ob Frauen davon profitieren und z.B. von Care-Tätigkeiten entlastet werden – oder ob ihre unbezahlte Arbeit zur Abfederung ökonomischer Krisen dient. *Ingrid Robeyns* analysiert die Geschlechtereffekte von Grundeinkommensmodellen. Der zweite Teil des Bandes ist der Auseinandersetzung mit zentralen ökonomischen Begriffen gewidmet. *Friederike Habermann* zeigt am Begriff des homo oeconomicus die Verwobenheit von Identitätskonstruktionen und Wirtschaftstheorie auf. *Edith Kuiper* rekonstruiert das Konzept des Tauschs – ihr Beitrag ist eine Fundgrube der Schriften weitgehend vergessener Ökonominen früherer Jahrhunderte. Die Kulturwissenschaftlerin *Eva Boesenberg* liefert eine lesenswerte Analyse zur Darstellung von Geld und Geschlecht in US-amerikanischen Romanen. Der dritte Teil des Sammelbandes präsentiert Schlüsse aus der feministischen Ökonomiekritik. Er versammelt Analysen zu den Beschäftigungseffekten makro-ökonomischer Politiken (*Diane Elson*), zu Geschlechterdimensionen der EU-Wirtschaftspolitik (*Friederike Maier*), zur Finanzkrise (*Brigitte Young*) sowie eine Studie von *Gülay Çağlar* zu der Frage, wie es gelang, Gender-Themen in die internationale Wirtschafts- und Handelspolitik einzubringen. Qualität und Neuigkeitswert der teilweise auf Englisch verfassten Beiträge des Sammelbandes sind recht unterschiedlich, und es fehlt dem Werk an der konzeptionellen Klammer, die den GiB-Sammelband auszeichnet. Es eignet sich damit weniger als Einstieg in die feministische Ökonomiekritik, sondern

bietet LeserInnen mit thematischem Vorwissen einen Überblick über den aktuellen Stand der Debatte.

Die besprochenen Werke zeigen die Geschlechtereffekte wirtschafts- und sozialpolitischer Maßnahmen ebenso auf wie die Ungleichheitseffekte der Geschlechterleitbilder individueller AkteurInnen, z.B. auf Unternehmensebene und in den Arbeitssagenturen. Sie enthalten darüber hinaus vielfältige Anregungen, wie Ökonomie auch anders gedacht und gestaltet werden kann. Auch wenn eine konsistente feministische Theorie der Ökonomie bislang nicht in Sicht ist, ist die feministische Kritik am männlichen Bias der ökonomischen Theoriebildung analytisch deutlich präziser geworden. Dies betrifft die kritische Auseinandersetzung mit zentralen Begriffen und Analysekonzepten des Mainstream ebenso wie das Ausloten von Möglichkeiten, feministische Perspektiven in verschiedene ökonomische Theorietraditionen einzuschreiben.

Christine Bauhardt, Gülay Çağlar (Hg.), 2010: *Gender and Economics: Feministische Kritik der politischen Ökonomie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 308 S., ISBN 978-3-531-16485-4.

Projektgruppe GiB, 2010: *Geschlechterungleichheiten im Betrieb. Arbeit, Entlohnung und Gleichstellung in der Privatwirtschaft*. Berlin: edition sigma, 563 S., ISBN 978-3-8360-8710-0.

Manuela Schwarzkopf, 2009: *Doppelt gefordert, wenig gefördert. Alleinerziehende Frauen in der Grundsicherung für Arbeitssuchende*. Berlin: edition sigma, 88 S., ISBN 978-3-8360-1102-0.

Birgit Riegraf, Brigitte Aulenbacher, Edit Kirsch-Auwärter, Ursula Müller (Hg.)

Gender Change in Academia. Re-Mapping the Fields of Work, Knowledge, and Politics from a Gender Perspective

TINA JUNG

Seit Jahren steht der Wandel von Wissenschaft im Zentrum kontroverser wissenschaftlicher wie politischer Debatten. Besondere Aufmerksamkeit gilt den tiefgreifenden Um- und Restrukturierungen des Wissenschafts- und Studiensystems, die im sogenannten Bologna-Prozess sowie der Hinwendung zum Leitbild der „entrepreneurial university“ und der Einführung von Instrumenten des New Public Management (NPM) wurzeln. Deren Umsetzung und Effekte wurden bislang allerdings häufig unter Ausblendung der zutiefst vergeschlechtlichten Struktur der Wissenschaften diskutiert. Dies ist für die Herausgeberinnen *Birgit Riegraf, Brigitte Aulenbacher, Edit Kirsch-Auwärter* und *Ursula Müller* Anlass, in einem umfangreichen Sammelband den „Gender Change in Academia“ zu fokussieren. Entstanden aus dem Kontext einer gleichnamigen Tagung ist der vorliegende Band nicht nur aufgrund seines

Vorhabens begrüßenswert, Wissenschaft auf den Ebenen von Arbeit, Wissen und Politik aus einer Gender-Perspektive zu vermessen. Bemerkenswert ist auch, dass der Sammelband auf eine internationale Perspektive ausgelegt und in englischer Sprache erschienen ist – und somit die allzu häufig selbstreferentiellen Diskurse innerhalb des deutschsprachigen Raumes etwas aufzubrechen verspricht und für eine internationale Debatte öffnet.

Tatsächlich erweist sich nicht nur bspw. der Beitrag von *Ilse Lenz* zu „Contemporary Challenges for Gender Research in the Context of Globalisation“ als perspektiverweiternd und inspirierend. Erkenntnisfördernde Einsichten lassen sich vor allem auch durch das Nebeneinander von Beiträgen mit unterschiedlichen nationalen Kontexten gewinnen, die den Blick auf Un-Gleichzeitigkeiten des Geschlechterwandels in der Wissenschaft frei legen. Exemplarisch seien hier die Studien von *Eva Flicker*, *Johanna Hofbauer* und *Birgit Sauer* für den österreichischen Kontext, *Kristina Binner* sowie *Brigitte Liebig* für die BRD genannt. Anhand dieser Beiträge lassen sich die Gemeinsamkeiten, aber auch Differenzen in der Re-Strukturierung von wissenschaftlichen Karrieremodellen sowie den Re-Formierungen von Wissenschaft als Lebensform nachzeichnen. Während Flicker/Hofbauer/Sauer für Österreich eine Wiedervergeschlechtlichung von Karrierelogiken beobachten, machen Binner und Liebig auf die Widersprüche aufmerksam, die zwischen einem zumindest partiellen Aufbrechen des männlich geprägten Wissenschaftsmythos in subjektiven Normorientierungen (auch von Männern und insb. Vätern in der Wissenschaft) auf der einen Seite und des realen Androzentrismus von Wissenschaftsorganisation auf der anderen Seite bestehen.

Ambivalenzen zeigen sich auch in der Einschätzung von Gender-Effekten der ‚unternehmerischen Universität‘. So belegt *Jim Barry* am Beispiel Großbritanniens überzeugend den inhärenten Maskulinismus des managerialen New Public Management-Diskurses (NPM). Aulenbacher und Riegraf weisen aber darauf hin, dass der Wandel von Wissenschaft nicht auf die darin enthaltenen Ökonomisierungsprozesse reduziert werden kann. Vielmehr sind unter dem Druck sozialer Bewegungen ebenfalls gleichheits- und demokratieorientierte Modernisierungsbestrebungen in den konstatierten Gender Change eingegangen. Diese wiederum übersetzten sich in Konzepte wie Gender Mainstreaming und Diversity Management und gingen so mit den Logiken und Ansprüchen des NPM zusammen. So könne zwar in gewisser Weise von einer „feminisierten Universität“ (64) gesprochen werden – allerdings „without having yet expressed anything about the structure of the new gender arrangements in the newly formed organisation of science“ (ebd.). *Sabine Hark* und *Angelika Wetterer* befragen am Beispiel von Inter- und Transdisziplinarität eben diese Doppelbewegung: „Gender Studies with its interdisciplinary self-understanding (...) seem thus to be able to both fit into models of neoliberal market- and management-oriented reforms of Higher Education and at the same time be able to preserve a self-understanding as a radical, transformative, and critical knowledge enterprise.“ (280) *Tove Soiland* zeigt in diesem Kontext, wie die Gender Studies selbst durch eine

Verschiebung in ihren kategorialen Grundannahmen die Passfähigkeit mit NPM und Ökonomismus ermöglichen und befördern. Mit ihrer Titelfrage „Gender Politics: Behaviour Therapy for the Two Sexes or a Structural Critique of Economic Relations?“ weist sie auf eine problematische Entwicklung innerhalb der Gender Studies hin, die Geschlechterverhältnisse vorrangig als eine Frage nach Geschlechteridentitäten erscheinen lässt (344). Sowohl Geschlechterpolitiken als auch Geschlechtertheorie verfolgten hier ein Projekt des „redefining of social relations in terms of behaviour (performativity) and identity, thereby hiding the underlying economic framework of behavioural patterns“ (345).

Resümierend ist als negativ anzumerken, dass der Sammelband keine Untergliederung in der Anordnung der Beiträge aufweist. Mehr LeserInnenführung seitens der Herausgeberinnen – sowohl inhaltlich als auch formal – wäre gleichermaßen wünschenswert wie notwendig gewesen, verliert man sich doch leicht in der zunächst unüberschaubar wirkenden Anzahl der insgesamt 33 (!) Beiträge.

Nichtsdestotrotz bleibt den Herausgeberinnen und den beteiligten WissenschaftlerInnen, von denen nur einige Beiträge exemplarisch vorgestellt werden konnten, der zentrale Verdienst, die dringlichen Fragen nach den genderspezifischen Re-Strukturierungen des Wissenschaftsfeldes sowie den Auswirkungen auf genderspezifische Wissensproduktionen in beeindruckender, profunder und spannender Weise bearbeitet zu haben. Auffällig ist dabei allerdings, dass eine sich ebenfalls aus dem Gegenstand ergebende Frage zumindest *nicht explizit* aufgenommen wurde: nämlich die Frage danach, ob und in welcher Hinsicht das angestrebte „Re-Mapping“ von Arbeit, Wissen und Politik im Wissenschaftskontext nicht nur aus einer *Gender*-Perspektive, sondern auch aus einer *feministischen* Perspektive erfolgen soll oder muss, die über Fragen des reinen „Genderings“ hinausweist und z.B. dezidiert demokratie- und emanzipationsorientiert ist. Dies gilt auch und vor allem da, wo Gender Studies die Tendenz aufweisen, Gender-Aspekten vorrangig hinsichtlich der Integration in die ‚Spitzen‘ und Machtzentren der Wissenschaft unter partieller Übernahme von Exzellenzrhetoriken nachzuspüren. Mögen diese auch nur strategischer Natur sein, so bliebe doch die Herausforderung, feministische Perspektiven auf den „Gender Change in Academia“ mit einer grundlegenden Herrschafts- und Elitenkritik der gesellschaftlichen Organisation von Wissensproduktion, dem Zugang zu Bildung und der Frage nach der gesellschaftlichen Funktion von Wissenschaft in kritischer Absicht zu verbinden.

Birgit Riegraf, Brigitte Aulenbacher, Edit Kirsch-Auwärter, Ursula Müller (Hg.), 2010: Gender Change in Academia. Re-Mapping the Fields of Work, Knowledge, and Politics from a Gender Perspective. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 458 Seiten, ISBN 978-3-531-16832-6.

Feministische Perspektiven auf Kriege und Militarisierungsprozesse

RITA SCHÄFER

Geschlechterverhältnisse in Kriegen und die Militarisierung von Gesellschaften wecken verstärkt das Interesse von Gender-Forscherinnen, wobei Politikwissenschaftlerinnen im interdisziplinären Dialog neue Zugänge erkunden. Trotz ähnlicher Grundannahmen über die Verschärfung von Geschlechterkonflikten und geschlechtsspezifischen Gewaltformen durch bewaffnete Konflikte und Militarismus setzen sie unterschiedliche Schwerpunkte.

Laura Sjoberg und *Sandra Via* verbinden in ihrem Sammelband „Gender, War and Militarism“ theoriegeleitete Überlegungen mit empirischen Analysen. Sie gehen von Gender als Schlüsselkategorie aus und unterteilen ihre Publikation in fünf konzeptionell aufeinander aufbauende Kapitel: Männlichkeit und Sicherheit, gewalttätige Konflikte, sexualisierte Kriegsgewalt, Entwaffnungs- und Wiederaufbauprogramme sowie Kriegs- und Militarismus-Debatten. Alle Autorinnen verbinden geschlechtsspezifische Macht mit anderen Machtbereichen, sodass intersektorale und feministische Perspektiven ihre Analysen kennzeichnen.

Die Politologin *Stephanie Anderson* untersucht die gegensätzlichen Konzepte der US-amerikanischen Sicherheits- bzw. Verteidigungspolitik und der EU-Außenpolitik aus Geschlechterperspektive. Vor allem in den 1970er und 1980er Jahren galt die EU als zivile Kraft in der Weltpolitik. Demgegenüber trat die USA immer wieder als aktive Militärmacht auf. Aus der Perspektive der US-Politik war das weltpolitische Agieren Europas weiblich – oder impotent – und dem eigenen maskulin, martialisch und dominierenden Vorgehen untergeordnet. Mit dem Maastricht-Vertrag von 1993 begann die EU, ihre Verteidigungs- und Sicherheitspolitik auszubauen. Über diese Kehrtwende entschieden alte Männer, die gemäß Anderson hofften, nach dem Ende des Kalten Krieges aus dem Schatten der Supermächte hervorzutreten und das Image als zweitrangige, feminine und sanfte Akteure abzulegen.

Sandra Via, ebenfalls Politologin, postuliert, dass die Militarisierung ein Teilbereich der ebenfalls geschlechtsspezifisch strukturierten Globalisierung sei. Am Beispiel von Blackwater zeigt sie, dass private Sicherheitsfirmen militärische Maskulinitätsmuster intensiv zelebrieren und dadurch verstärken, zumal die Mitarbeiter vorrangig frühere Militärangehörige waren. Ihre Darlegung basiert wesentlich auf empirischen Studien und Ergebnissen des britischen Militärsoziologen Paul Higate, da sie selbst keine Feldforschung durchführte. Im Irak waren Blackwater-Mitarbeiter vor allem im Personenschutz tätig: Sie bewachten Diplomaten und Politiker, die als schutzlos und damit als „verweiblicht“ galten; so wertete man deren Männlichkeit ab. Via unterstreicht, dass auf diese Weise Geschlechterstereotypen und Hierarchien zwischen Männern verfestigt wurden.

Auch *Robin Chandler*, *Lihua Wang* und *Linda Fuller*, die den Sammelband „Women, War and Violence“ herausgegeben haben, nehmen die Kriege in Afghanistan und im Irak als Referenzrahmen. Allerdings geht es in ihrem in vier Kapitel unterteilten Buch keineswegs nur um Geschlechterverhältnisse in Kriegs- und Nachkriegsgesellschaften, vielmehr richten sie ihren Blick gezielt auf die sogenannte „Heimatfront“ und untersuchen beispielsweise Frauenrollen in weißen, US-amerikanischen Soldatenfamilien. Die HerausgeberInnen wollen gesellschaftliche Diskussionen in Gang bringen und argumentieren praxisorientiert. So basiert ihre Publikation auf mehrjährigen Diskussionen mit Mitarbeiterinnen von Beratungsstellen und Vertreterinnen von Flüchtlingsorganisationen in den USA.

Hayat Imam, eine muslimische Feministin aus dem Irak, die seit einigen Jahrzehnten in den USA lebt, beschreibt die Kriegsfolgen für Frauen im Irak und in Afghanistan. Neben den Zerstörungen durch Bombardierungen prangert sie die mangelhafte Grundversorgung an. Zudem sind Frauen auf der Flucht und bei Vertreibungen oft mit Gewalt konfrontiert. Imam nutzt US-amerikanische Diskurse zu den Hintergründen und Folgen der Invasionen im Irak und in Afghanistan als Fixpunkte. Die Autorin bezieht eindeutig politische Stellung, wenn sie postuliert, dass es in Afghanistan keine militärische Lösung geben kann und die US-Regierung vielmehr mit Basisorganisationen kooperieren sollte. Ausdrücklich würdigt Imam die Arbeit afghanischer Frauenorganisationen, deren Mitarbeiterinnen sich oft unter lebensbedrohlichen Bedingungen mit Informationen und Beratungen für die konkrete Situationsverbesserung von Frauen einsetzen.

Mit den Problemen von Beraterinnen in einem ganz anderen Kontext befasst sich die Psychologie-Professorin *Linda Piwowarczyk*. Sie leitet ein Beratungszentrum für Flüchtlinge in Boston und geht davon aus, dass Angriffe auf politische AktivistInnen in Nachkriegsgesellschaften und auf Frauen in Kriegsgebieten oft in Form sexualisierter Gewalt geschehen. Die Autorin erläutert, dass viele Betroffene von ihren Familien verstoßen und zur Flucht gezwungen werden, wenn sie über die erlittene Gewalt sprechen. Deshalb zögern etliche sogar in Beratungssituationen, ihre Traumata zu thematisieren. Piwowarczyk zeigt Auswege aus der komplexen Problemsituation auf. Dazu zählen verbesserte Informationen für Asylbewerberinnen, die schweigen, weil sie die Ablehnung ihrer Anträge und Abschiebungen befürchten. Zudem wäre es wichtig, dass die Vergewaltigten vor Ort strafrechtlich verfolgt würden. Damit würden auf gesellschaftlicher und politischer Ebene die Weichen gestellt, um die Vergewaltigungen als Machtmissbrauch zu betrachten. Das setzt aber grundlegende Änderungen der Moral und Reformen des Justizsystems in Nachkriegsländern voraus.

Beide Bücher präsentieren vor allem aktuelle Forschungsergebnisse US-amerikanischer Wissenschaftlerinnen. Zudem sind einzelne Immigrantinnen sowie kanadische und britische Autorinnen beteiligt. Der US-amerikanische Bias zeigt sich daran, dass nur eine Südafrikanerin, die für die UN arbeitet und deshalb beruflich in den USA tätig ist, als Autorin mitwirkt. Außerdem wurde nur ein männlicher

US-amerikanischer Wissenschaftler berücksichtigt. So ist das bunte Panorama in „Women, War and Violence“ vor allem für die US-amerikanische Leserschaft von Interesse. Systematische Vergleiche mit Entwicklungen in unterschiedlichen europäischen Ländern, die im Kontext der Flüchtlingsthematik und mit Blick auf die Folgen der Kriegsbeteiligung für die Geschlechterverhältnisse an der „Heimatfront“ naheliegend gewesen wären, hätten es ermöglicht, Gemeinsamkeiten und Spezifika aufzuzeigen.

Auch die Herausgeberinnen von „Gender, War and Militarism“ reflektieren trotz ihres hohen theoriegeleiteten Anspruchs nicht, dass ihre Bezugspunkte vorrangig aktuelle US-amerikanische politische Entwicklungen und wissenschaftliche Kontroversen über Kriege – und im Besonderen die Kriegsbeteiligung der USA – sind. So bietet dieses Buch zwar interessante Einblicke in die differenzierte Auseinandersetzung mit Militarismus und Gender, insbesondere in die aktuellen Maskulinitätsforschungen zu militärischen Institutionen, dennoch bleiben vor allem die USA der Referenzrahmen. Umso wünschenswerter wäre es gewesen, wenn mehr AutorInnen aus Afrika, Lateinamerika und Asien zu Wort gekommen wären, um ihre Einschätzungen zu diesen Problemen vorzustellen. Schließlich gibt es auch dort exzellente Gender-ExpertInnen, die zu Kriegen forschen.

Laura Sjöberg, Sandra Via (Hg.), 2010: *Gender, War and Militarism. Feminist Perspectives*. Santa Barbara: ABC Clío. ISBN 978-0-313-39143-9.

Robin Chandler, Lihua Wang, Linda Fuller (Hg.), 2010: *Women, War and Violence. Personal Perspectives and Global Activism*. New York: Palgrave Macmillan, ISBN 978-3-8360-8710-0.

Helma Lutz, Maria Teresa Herrera Vivar, Linda Supik (Hg.)

Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts

MARTIN SEELIGER

Basierend auf der 2009 in Frankfurt abgehaltenen Konferenz „Celebrating Intersectionality“ bietet der Band von *Helma Lutz, Maria Teresa Herrera Vivar* und *Linda Supik* einen Überblick über aktuelle Positionen der Intersektionalitätsdebatte. In der Anthologie sind vorwiegend Texte europäischer und US-amerikanischer ForscherInnen versammelt und so lassen sich die Beiträge als Gegenüberstellung unterschiedlicher Forschungstraditionen lesen – eine Diskussionslinie, die auch im Text immer wieder aufgenommen und reflektiert wird. Neben den Konferenzbeiträgen umfasst der Band außerdem drei Grundlagentexte zum Thema, die unter dem Titel „Die transatlantische Reise von Intersektionalität – Geografien und Räume der

Debatte“ den ersten von drei Teilen des Buches bilden. Es handelt sich um eine gekürzte Version des mittlerweile über 20 Jahre alten Kerntextes von *Kimberley Crenshaw* „Demarginalizing the Intersection of Race and Sex“, eine Neupublikation des wissenschaftssoziologisch-reflexiven Artikels von *Kathy Davis* aus dem Jahr 2008 „Intersectionality as Buzzword“ und einen Originalbeitrag von *Myra Marx Ferree*, in dem sie die institutionellen Voraussetzungen und Kontexte der Wissensproduktion untersucht, aus denen heraus die aktuelle Diskussion um den Begriff der Intersektionalität geprägt wird. Mit Hilfe des von ihr vorgeschlagenen Konzepts der „kritischen Rahmenanalyse“ soll es möglich sein, verschiedene politisch-rechtliche „Rahmenwerke“ als Ursachen spezifischer Rechtsdiskurse in ihrem Einfluss auf länderabhängige Spezifika transparent werden zu lassen. Mit Crenshaws wegweisendem Text und zwei erkenntniskritischen Beiträgen, die auf die Kontextgebundenheit und Produktions- wie Rezeptionsbedingungen von Wissen verweisen, ist der erste Teil ein solider Ausgangspunkt für die weiteren Beiträge des Bandes und kann die zukünftige Reflexion des Forschungsfeldes anregen.

Der zweite Teil des Buches widmet sich mit den Schwerpunkten Männlichkeit und Sexualität zwei Themenbereichen, denen bisher in der Intersektionalitätsdebatte vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit zuteil geworden ist. Als erstes setzen sich hier *Mechthild Bereswill* und *Anke Neuber* mit dem Wandel von Männlichkeiten vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Prekarisierung auseinander. Die empirische Grundlage bilden hierfür die Ergebnisse von Längsschnittstudien zur biografischen Entwicklung junger Männer, die Ende der 1990er zu Haftstrafen verurteilt wurden. In seinem Beitrag wirft *Jeff Hearn* drei Schlaglichter auf „Vernachlässigte Intersektionalitäten in der Männerforschung“. Hier identifiziert er Alter und Gesundheit, Männlichkeitstransformationen durch Virtualisierung sowie transnationale Geschlechter- und insbesondere Männlichkeitsverhältnisse als zukünftig wünschenswerte Gegenstände eines intersektionalen Fokus. Zwei intersektionale Fallstudien zur Wechselwirkung sozialer Kategorien im Zusammenhang mit gegen Männer gerichteter Gewalt legt *Dubravka Zarkov* in ihrem Beitrag „Enthüllungen und Unsichtbarkeiten: Medien, Männlichkeitskonzepte und Kriegsnarrative in intersektioneller Perspektive“ im Zusammenhang mit den jüngeren Kriegen im Irak und im ehemaligen Jugoslawien vor. *Kira Kosnick* behandelt in ihrem kulturanalytischen Beitrag den Zusammenhang von Migration und Homosexualität. Am Beispiel der Analyse eines Theaterstücks sowie verschiedener Filme erläutert sie, wie unterschiedliche Konfigurationen im Verhältnis von Geschlecht, Ethnizität/Kultur und sexueller Orientierung hervorgebracht werden und im Verhältnis zueinander sowie in Abgrenzung voneinander an Bedeutung gewinnen. Abgeschlossen wird dieser zweiten Teil des Buches schließlich durch *Ann Phoenix*, die im Rahmen einer intersektionalen Analyse der Biografien von Erwachsenen mit jugendlichen Diskriminierungserfahrungen Prozesse der Rassifizierung sowie Klassen- und Geschlechterdifferenzierung in ihrem wechselseitigen Zusammenhang beleuchtet. Es ist zu wünschen, dass die hier behandelten und bisher vernachlässigten Aspekte der

Intersektionalitätsforschung, wie Männlichkeit und Sexualität, sich dauerhaft etablieren. Ähnliches lässt sich für die Aspekte der Privilegierung aus intersektionaler Perspektive sagen. So wird der Vorschlag, Ausprägungen sozialer Ungleichheit konsequent als relationale Phänomene wahrzunehmen, zwar an unterschiedlichen Stellen im Buch unterbreitet, bleibt aber sowohl in den Beiträgen als auch in der Praxis des Forschungsfeldes uneingelöst.

Der dritte Teil ruft unter dem Titel „Intersektionalität vorantreiben“ dazu auf, Potenziale und Grenzen des Konzepts auszuloten und kritische Fragen aufzuwerfen. Den Anfang macht hier *Niva Yuval-Davis*, die die Anschlussfähigkeit intersektionaler Forschung an die „konventionelle“ Soziologie sozialer Ungleichheit diskutiert. Hierbei kommt sie zu dem Ergebnis, dass eine stärkere Rezeption von Intersektionalitätskonzepten vorerst als (wichtiges) Desiderat zu verzeichnen bleibt. Der Beitrag von *Paula-Irene Villa* zeichnet sich durch einen vordergründig körpersociologischen Fokus aus. Indem sie vorschlägt, Intersektionalität „von der *somatischen* Seite des sozialen Lebens her zu denken“ (203), erweitert sie den körpersociologischen Rahmen auf eine kritische Erörterung gesellschafts- wie subjekttheoretischer Grundfragen. Im Zusammenhang mit Körperlichkeit gelangt sie zu dem Ergebnis, dass eine intersektionale Perspektive eher „von begrenztem Nutzen“ sei und besser als „heuristischer Rahmen“ dienen sollte, um Komplexität im Verhältnis sozialer Kategorien berücksichtigen zu können. *Gudrun-Axeli Knapp* hält es für notwendig, Intersektionalität gesellschaftstheoretisch einzubetten und lotet entsprechende Möglichkeiten aus. *Katharina Walgenbach* leistet im abschließenden „Postscriptum“ eine Zusammenschau der einzelnen Texte und verdeutlicht damit nochmals Diskussionslinien und offene Fragen, die in den nächsten Jahren für die Fachdiskussion eine Rolle spielen werden.

Die Herausgeberinnen haben die verschiedenen Beiträge klug zusammengestellt. Zentrale Metareflexionen, vernachlässigte Themenfelder und die Forderung nach neuen Perspektiven können als Orientierungspunkte für die weitere Diskussion dienen und zur weiteren Entwicklung des Forschungsfeldes beitragen. Um dies nicht auf den deutschen Raum zu beschränken, erscheint es sinnvoll, die Beiträge auch in englischer Sprache verfügbar zu machen.

Helma Lutz, Maria Teresa Herrera Vivar, Linda Supik, Linda (Hg.), 2010: Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 259 S., ISBN: 978-3-531-17183-8.

Bücher, die zur Rezension angefordert werden können

Allmendinger, Jutta/Ebach, Mareike, 2010: Verschenkte Potenziale? Lebensverläufe nicht erwerbstätiger Frauen. Frankfurt/M.: Campus.

Auga, Ulrike (Hg.), 2010: Das Geschlecht der Wissenschaften. Zur Geschichte von Akademikerinnen im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/M.: Campus.

Bidwell-Steiner, Marlen (Hg.), 2010: (Un)Doing Gender als gelebtes Unterrichtsprinzip. Sprache – Politik – Performanz. Wien: Facultas.wuv.

Birsl, Ursula (Hg.), 2011: Rechtsextremismus und Gender. Leverkusen: Barbara Budrich.

Böllert, Karin/Heite, Catrin (Hg.), 2010: Sozialpolitik als Geschlechterpolitik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Casale, Rita/Forster, Edgar (Hg.), 2011: Ungleiche Geschlechtergleichheit. Geschlechterpolitik und Theorien des Humankapitals. Opladen: Barbara Budrich.

Farrokhzad, Schahrzad (Hg.), 2011: Verschieden – Gleich – Anders? Geschlechterarrangements im intergenerativen und interkulturellen Vergleich. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Interkulturelle Studien).

Figge, Maja/Hanitzsch, Konstanze/Teuber, Nadine, 2010: Scham und Schuld. Geschlechter(sub)texte der Shoah. Bielefeld: Transcript.

Genetti, Evi, 2010: Europäische Staaten im Wettbewerb. Zur Transformation von Geschlechterordnungen im Kontext der EU. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Hadjar, Andreas (Hg.), 2011: Geschlechtsspezifische Bildungsungleichheiten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kantola, Johanna, 2010: Gender and the European Union. Basingstoke: Palgrave Macmillan (The European Union Series).

Kleinau, Elke/Maurer, Susanne/Messerschmidt, Astrid (Hg.), 2011: Ambivalente Erfahrungen – Repolitisierung der Geschlechter. Opladen: Budrich Barbara.

Kreisky, Eva, 2011: Staatsfiktionen. Denkbilder moderner Staatlichkeit. Wien: Facultas.

Krüger, Dorothea (Hg.), 2011: Genderkompetenz und Schulwelten. Alte Ungleichheiten – neue Hemmnisse. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften.

Meißner, Hanna (Hg.), 2010: Jenseits des autonomen Subjekts. Zur gesellschaftlichen Konstitution von Handlungsfähigkeit im Anschluss an Butler, Foucault und Marx. Bielefeld: Transcript.

Penkwitt, Meike (Hg.), 2010: Feminisms Revisited. Opladen: Budrich UniPress Ltd.

Tickner, J. Ann/Sjoberg, Laura (Hg.), 2011: Feminist International Relations: Conversations About the Past, Present and Future. Conversations About the Past, Present and Future: Taylor & Francis Ltd.

Vorheyer, Claudia, 2010: Prostitution und Menschenhandel als Verwaltungsproblem. Eine qualitative Untersuchung über den beruflichen Habitus. Bielefeld: Transcript.

Young, Brigitte/Scherrer, Christoph (Hg.), 2010: Gender Knowledge and Knowledge Networks in International Political Economy: Nomos.